

Leistung – die letzte Karte der Sozialdemokratie

von

Lars Distelhorst

Wir leben in einer Leistungsgesellschaft. Über diese Gesellschaftsdiagnose sind sich die meisten ebenso einig wie über die Berechtigung der allseits erklingenden Forderung nach der gerechten Anerkennung erbrachter Leistungen sowie der damit einhergehenden Notwendigkeit gerechter Quantifizierung und Entlohnung. Nach Konservativen und Liberalen finden nun langsam auch die Sozialdemokraten zum Begriff der Leistung und versuchen ihn für eine Revitalisierung ihrer Politik fruchtbar zu machen. Angesichts der wenig erfreulichen Prognosen in Österreich und dem Sturz ins Bodenlose in Deutschland ist diese Absicht mehr als verständlich und entsprechend engagiert fallen die Wortmeldungen aus.

Pamela

Rendi-Wagner wies klar darauf hin, es dürften nicht Faktoren wie Geburt, Herkunft oder Hautfarbe sein, die über die Chancen eines Menschen entscheiden. Gegen solche feudalen Atavismen Stellung beziehend, forderte sie deswegen einen „fairen Leistungsbegriff“, der es den leistungsfähigen Menschen erlauben sollte, gesellschaftlich aufzusteigen. Reichtum und Privilegien dürfen demnach auf keinen Fall mehr zählen als „Leistungsbereitschaft und Einsatzfreude“, damit „hart arbeitende Menschen“ nicht ständig der Missachtung ihrer Anstrengungen ausgesetzt sind und irgendwann vielleicht einfach nur noch resignieren. Ins selbe Horn bläst auch die deutsche SPD, wenn sie eine Grundrente oberhalb der bloßen Grundsicherung für all jene fordert, die 35 Jahre in die Rentenkasse eingezahlt haben, damit Arbeit sich lohnt und der Lebensleistung eines Menschen mit Wertschätzung begegnet wird.

Dass es aktuell die Sozialdemokratie ist, die den Begriff der Leistung so lautstark im Munde führt, verwundert allerdings nur bedingt. Schon Paul Lafargue beklagte die Einfallslosigkeit der damaligen Arbeiterbewegung, der nichts Besseres einfiel, als mehr Arbeit zu fordern und dann noch für alle. Insofern hat Rendi-Wagner historisch betrachtet vielleicht sogar Recht, wenn sie den Begriff der Leistung als originär sozialdemokratisches Terrain bezeichnet und

dürfte

damit wohl auch bei ihren deutschen Genossen und Genossinnen auf

Zustimmung stoßen. Ob diese Tristesse des politisch Imaginären indes geeignet sein wird, die Wählergunst von rechts in Richtung

Sozialdemokratie (links mag man hier nicht wirklich sagen) zu verlagern, darf indes bezweifelt werden, da mit dem Leistungsbegriff

einige recht pikante Probleme einhergehen.

Unsinnig bis widersprüchlich

Dort,

wo Leistung mehr sein soll als ein Aufruf wie: „Jetzt habt euch mal

nicht so und strengt euch gefälligst richtig an!“, kommt sie um

inhaltliche Konkretion nicht herum. Dies trifft in besonders starkem

Maße zu, wenn sie nicht nur zur Messung von Arbeitsproduktivität

bemüht, sondern obendrein noch, wie es SPÖ und SPD vorschwebt, zum

Orientierungsprinzip sozialer Gerechtigkeit erhoben wird. In diesem

Fall wird sie von einer Bewertung individueller Tätigkeiten zu einem

gesellschaftlichen Verteilungsprinzip, dessen Legitimität unlösbar

mit der Möglichkeit verknüpft ist, eindeutig bestimmen zu können,

was Leistung ist und wie sie gemessen werden kann. An dieser

Stelle

fallen drei Probleme direkt ins Auge.

Bevor überhaupt von Leistung

gesprochen oder sie gemessen werden kann, muss eine Einigung darüber

erzielt werden, was denn als Leistung gelten soll und kann.

Sieghard

Neckel zufolge besteht eine Leistung in einem „individuell

zurechenbaren Aufwand“, der zu einem „gesellschaftlich

gewünschten Ergebnis“ führt. Bereits hier wird die Relevanz

gesellschaftlicher Konstruktionsmechanismen deutlich, da die Frage

nach dem gesellschaftlich Wünschenswerten auf die konkrete Gestalt

der gesellschaftlichen Hegemonie zurückgeht. Die überwiegend von

Frauen geleistete Reproduktionsarbeit mag heute zwar mehr Anerkennung

genießen als früher (auch wenn diese in den meisten Fällen einen

deutlichen gönnerhaften Unterton hat), wird jedoch als Leistung nur

von den wenigsten mit Lohnarbeit auf eine Stufe gestellt. Doch sogar

wenn der Rahmen dessen, was als Leistung zählt und was nicht, einmal

abgesteckt ist und nicht weiter in Frage gestellt wird, reproduziert

sich das Konstruktionsproblem auf kleinerer Ebene.

Auch

auf den ersten Blick so einfache Tätigkeiten wie das Verladen von

Paketen oder die Arbeit in einem Café entpuppen sich bei

näherem

Hinsehen als unendlich komplexe soziale Phänomene. Sicherlich kann

man Pakete oder die durch Kaffee und Kuchen erwirtschafteten Einnahmen zählen, doch umfasst dies nur einen sehr geringen Teil der

erbrachten Leistung. Jeder Arbeitsprozess setzt sich aus Faktoren wie

sozialen Kompetenzen, dem Umgang mit Stress, der individuellen Lebensführung usw. zusammen, und jeder dieser Aspekte bildet einen

Teil dessen, was anschließend als Leistung bezeichnet wird. Dies

auch nur annähernd exakt zu quantifizieren, ist vollkommen unmöglich

und müsste zudem für jeden Arbeiter und jede Arbeiterin individuell

durchgeführt werden. Lässt man von der Leistung allerdings alles

weg, was zu ihrer Entstehung beiträgt, um sich stattdessen auf die

Quantifizierung des Endergebnisses zu konzentrieren, misst man nicht

mehr Leistung, sondern Produktivität. Damit aber ist man wieder bei

der Ausbeutung angekommen.

Das

zweite Problem ist das der Koproduktion. In einer auf Dienstleistungen, Arbeitsteilung und Spezialisierung basierenden

Arbeitswelt werden Arbeitsprozesse nicht von einer Person alleine

getragen. In der Regel setzt Arbeit heute Kooperation voraus, wodurch

es (wenn überhaupt) nur noch unter großen Schwierigkeiten

möglich

ist, dem „gesellschaftlich gewünschten Ergebnis“ einen entsprechenden „individuellen Aufwand“ zuzuordnen. Viele Köche verderben zwar keineswegs den Brei, können aber vor dem Endprodukt ihrer Arbeit stehend nicht sagen, wer welchen Teil des Kuchens gebacken hat.

Die

Dynamik der Dienstleistungsgesellschaft bringt in den Faktor Koproduktion noch eine weiter reichende Form der Komplexität ein. Wo

es innerhalb von Teams vielleicht noch ein Gefühl dafür geben mag,

wer wie viel zum Gelingen des gemeinsamen Arbeitsprozesses beiträgt,

wird dies bei Dienstleistungen nicht selten unmöglich. Eine gute

Zahnärztin wird auf eine korrekte Diagnose ebenso achten wie auf die

möglichst schmerzfreie Behandlung ihrer Patienten und Patientinnen.

Ob ihr damit allerdings Erfolg beschieden ist, hängt von der Qualität ihrer Arbeit ebenso ab wie von der Bereitschaft ihres Gegenübers, sich regelmäßig die Zähne zu putzen, bei der Behandlung still zu halten und Nachsorgetermine einzuhalten.

Das

gleiche gilt im Falle von Grundschullehrern, Psychotherapeutinnen

oder Friseuren. Ohne die Mitwirkung der Konsumenten und Konsumentinnen einer Dienstleistung ist deren Produktion in der Regel

nicht möglich, wodurch die Quantifizierung eines individuell messbaren Aufwands nicht länger denkbar ist.

Das

dritte Problem besteht in einer nicht aufzuhebenden Gerechtigkeitsproblematik. Wenn aus den beiden vorhergehenden Gründen

Leistung weder zuverlässig definiert noch gemessen werden kann,

verwandelt sie sich in eine Zuschreibung, die, statt in objektiven

und nachvollziehbaren Kriterien zu wurzeln, das Produkt willkürlicher

Festlegungen ist. Ob die Konservativen, die Liberalen oder die Sozialdemokratie hier über die Definitionsmacht verfügen, mag etwas

am Inhalt der Zuschreibung ändern, nimmt ihr jedoch keineswegs ihren

willkürlichen Charakter. Die unlösbar mit ihm verbundene Willkür

disqualifiziert den Leistungsbegriff für jede Diskussion über soziale Gerechtigkeit.

Doch

auch wenn die beiden ersten Punkte falsch wären und eine genaue

Quantifizierung von Leistung im Bereich des Möglichen läge, bliebe

noch immer ein Gerechtigkeitsproblem bestehen. Auch wenn alle Menschen unter Bedingungen von Chancengleichheit ihr Bestes gäben,

um ein gesellschaftlich gewünschtes Ergebnis zu erzielen und ihre

Anstrengungen zudem noch zuverlässig gemessen werden könnten, würde

dies nichts an der Tatsache ändern, dass dieser Prozess Gewinner und

Verlierer produziert. Auch im theoretisch unmöglichen Szenario einer

funktionierenden Leistungsgesellschaft bleiben die meisten im Rennen um die Spitze auf der Strecke.

Früher war alles besser

Leistung

ist aus diesem Blickwinkel ein Begriff, der sich vor allem durch

seine Inhaltsarmut auszeichnet. Das war indes keineswegs immer so. In

ihrer Studie „Die Erfindung der Leistung“ zeichnet Nina Verheyen

die geschichtliche Entwicklung und die semantischen Verschiebungen

des Leistungsbegriffs nach. Im 18. Jahrhundert forderte der bürgerliche Bildungsbegriff von den Zöglingen nicht die Konkurrenz

um möglichst gute Noten, um diese anschließend gegen entsprechende

Plätze innerhalb der Karriere- und Statushierarchie zu tauschen.

Vielmehr ging es um die Herausbildung eines „ganzen Menschen“, der sich durch seine geschulten Sinne und einen festen Platz im

sozialen Gefüge auszeichnete. Natürlich sollte dieser Mensch auch

arbeiten und dabei erfolgreich sein, doch galt es im Unterschied zu

den Implikationen des heutigen Leistungsdiskurses ein Übermaß an

Verausgabung zu vermeiden, damit die anderen Aspekte des Lebens und

die mit ihnen einhergehenden Verantwortlichkeiten nicht zu kurz kamen. Im Zweifelsfall konnte auf Arbeit sogar zugunsten der sinnlichen Freuden und gesellschaftlicher Verpflichtungen verzichtet werden, wie die aus schätzungsweise 10 % der Bürgerlichen bestehende Gruppe der Rentiers bewies, die ausschließlich von ihrem (in den meisten Fällen wohl geerbten) Vermögen lebten. Verheyen bringt die tiefe Kluft zwischen dem damaligen und dem heutigen Leistungsbegriff anschaulich auf den Punkt, wenn sie schreibt: „Leisten verwies weniger auf die individuellen Möglichkeiten eines Menschen als vielmehr auf seine Pflichten anderen gegenüber. Entsprechend verwendete man das Verb im Deutschen lange nur in Zusammenhang mit einem bestimmten Objekt. Der Mensch leistete stets ‚etwas‘, etwas Konkretes, das von ihm erwartet wurde, er leistete noch nicht *an sich*.“

Geschichtlich

betrachtet hat der Leistungsbegriff eine stetige semantische Reduktion durchlaufen. Heute ist Leistung zwar ein positiv besetzter Begriff, insofern es als tugendhaft gilt, früh aufzustehen, arbeiten zu gehen und sich dabei anzustrengen, doch inhaltlich betrachtet weist er eine deutliche Leerstelle auf, da er nicht mehr mit konkreten Inhalten oder Zielen verbunden ist, um stattdessen die Bereitschaft zur Verausgabung an-sich zu bezeichnen. Als Leistung

gilt letztlich, was der Produktion von Waren dient, die sich am Markt behaupten und dergestalt ihren Tauschwert realisieren.

Da es hier nicht auf gute Absichten, gesellschaftliche Nützlichkeit (Erwünschtheit und Nützlichkeit sind keineswegs dasselbe) oder auch nur die konkrete Art der Ware ankommt, ist es sinnvoll, mit Blick auf das produzierende Individuum von Erfolg statt Leistung zu sprechen.

Erfolgreich ist das, was sich am Markt behauptet. Dies aber hat nichts mit ethischen Erwägungen wie Gerechtigkeit zu schaffen und

ist als Prinzip gesellschaftlich gerechter Verteilung vollkommen

ungeeignet. Die Diskussion um Leistungsgerechtigkeit landet mit dem

Erfolg schließlich wieder bei einer Gesellschaft, in der die Menschen nach ihrer Marktperformance statt ihres Engagements gewogen

werden und damit genau bei dem, was sie vorgeblich überwinden wollte.

Die

aufs ökonomische Kalkül reduzierte Interpretation des Leistungsbegriffs ist ein Zeichen dafür, wie weit die Ökonomisierung

der Gesellschaft heute bereits vorangeschritten ist. Zwar mag der

Begriff sich hier und da noch aus den Restbeständen anderer gesellschaftlicher Lebensbereiche bedienen, indem er sich als Verantwortung, sozialer Beitrag oder Artikulation von Solidarität

verkleidet. Doch bei näherer Betrachtung beschreibt er in letzter Konsequenz immer nur die abstrakte Quantität der zur Produktion abstrakter Werte investierten abstrakten Arbeitsleistung.

Die Leere des Leistungsbegriffs entspricht in diesem Sinne der Leere der Gesellschaft. Der moderne Kapitalismus rechtfertigt sich in zusehendem Maße nur noch durch seine Faktizität und verweist (was genau genommen dasselbe ist) dabei gleichzeitig auf seine Alternativlosigkeit. Leistung ist ein integraler Bestandteil dieser Ideologie, da sie wie eine objektiv existierende Tatsache erscheint, die exakt quantifiziert und verglichen werden kann. Wo die Ideologie sich auf die Zahl zurückzieht, verliert sie in gleichem Maße an konkretem Inhalt. Die Verbreitung des Leistungsdiskurses ist aus diesem Grund ein Gradmesser für die Aushöhlung der Ideologie und die ethische Gewalt eines Systems, das Sozialintegration nur noch durch den Druck seiner Faktizität herstellen kann.

Wenn Autoren und Autorinnen wie Verheyen oder Honneth im Anschluss an ihre kritischen Analysen des Leistungsbegriffs zu dem Schluss kommen, dieser dürfte auf keinen Fall nur seinen Protagonistinnen und

Protagonisten überlassen werden, da er sich gegen den Kapitalismus wenden ließe, indem die Frage gestellt wird, wer welchen Beitrag für das Funktionieren der Gesellschaft leistet, ist Vorsicht angebracht. Wie auch immer man es dreht, macht die Unbestimmtheit des Leistungsbegriffs ihn für jede kritische Intention zunichte. Und sogar, wenn es gelänge, diese Unbestimmtheit in den Griff zu bekommen: Wer würde schon in einer Gesellschaft leben wollen, in der die Frage, wer was vom Kuchen bekommt, stets mit der Frage verknüpft wird, wer ihn unter welchen Anstrengungen gebacken hat? Eine funktionierende Leistungsgesellschaft ist eine ebenso verheerende Dystopie wie eine dysfunktionale. „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!“ – alles andere ist eine verzagte Forderung.

Literatur

Neckel,
Siegward (2004): „Erfolg“, in: *Glossar der Gegenwart*,
Frankfurt
am Main: Suhrkamp.

Neckel,
Siegward/Dröge, Kai/Somm, Irene (2004): „Welche Leistung,
welche
Leistungsgerechtigkeit? Soziologische Konzepte, normative
Fragen und

einige empirische Befunde.“, in: Welche Gleichheit, welche Ungleichheit?, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft.

SPÖ

(2018): Neue Kraft. Neuer Mut. Leitantrag1 – Das neue Grundsatzprogramm der SPÖ.

Verheyen,

Nina (2018): Die Erfindung der Leistung, Berlin: Hanser.